

Abschied vom bürgerlichen Sonntag?

Die Tatsache, daß die beiden großen Kirchen in der Bundesrepublik innerhalb von fünf Jahren drei Schreiben über den Sonntag herausbrachten, läßt aufhorchen: 1984: Den Sonntag feiern; 1986: Der Sonntag muß geschützt werden; 1988: Unsere Verantwortung für den Sonntag. Diese Textfülle beruht gewiß nicht auf der Absicht, im Blick auf eine humane Gesellschaft mit Kassandrarufern die leeren werdenden Kirchen wieder zu füllen. Denn die Kirchen haben sich immer um den Menschen gesorgt, der in einer modernen Industriegesellschaft überleben will.

Das neue Dokument unterscheidet sich von den vorhergehenden Texten durch eine breite Aufzählung der Bedrohungen des Sonntags: Aufweichung des Verbots der Sonntagsarbeit; Pressionen durch Wettbewerbsnachteile; technische Prozesse von den Hochöfen bis zur Herstellung von Mikrochips; Reparaturen von empfindlichen Maschinen; ansteigende Dienstleistungen im Freizeitbereich; Unzahl von Verkaufsmessen, Sportveranstaltungen und Volksfesten; Wochenendarbeit, auch kirchlicher Tagungsbetrieb; Freizügigkeit in der landwirtschaftlichen Arbeitsplanung. Die Beschreibung scheint perfekt. Aber bleibt sie nicht bei Symptomen stehen?

Der andere Unterschied liegt in der Nennung jener Zielgruppen, an die sich der Ruf zur Verantwortung richtet: alle Christen, Arbeitgeber und Unternehmer, Arbeitnehmer und Gewerkschaften, die Bundesregierung, die Massenmedien, die christlich-kirchlichen Veranstalter. Diese Differenzierung ist nicht unwichtig; denn sie erhöht die Gewähr, daß das Schreiben zur Kenntnis genommen wird und die Verantwortung aller weckt.

Aber die eigentliche Frage ist doch diese: Ist der Sonntag schlechthin bedroht oder geht eine bestimmte Gestalt des Sonntags zu Ende? Der bürgerliche Sonntag steht zur Disposition. Warnen die Kirchen deshalb, weil sie auch bürgerliche Institutionen sind?

In der Erosion des Sonntags und seiner Kultur wirken sich drei über Jahrhunderte laufende Prozesse aus: die Säkularisierung, die Individualisierung und die neue Sinnggebung im Glück. Die Säkularisierung befreite den Menschen aus kirchlichen Bindungen, weil sie anstelle einer das Leben als ganzes tragenden Deutung eine Existenz in Sektoren und Segmenten ermöglichte. Die Gunst der Freiheit allerdings forderte vom Menschen die Kunst, jene Lebensvollzüge zu integrieren, die ihn eher auseinanderfallen ließen. Dieser Druck hätte wohl die Kirchen als Sinnagenturen in den Blick bringen können. Aber die Kirchen wurden selbst Opfer der Säkularisierung, auch dadurch, daß sich eine Individualisierung durchsetzte, die den Menschen den Institutionen entfremdete und ihn für Autonomie, Subjektivität, Privatheit optieren ließ. Diese Ziele aber – weithin verbunden mit der

Emanzipation – ließen eine neue Überheblichkeit entstehen, in der der moderne Mensch sich selbst ohne Rückbindung an größere Gemeinschaften alles zutraute. Dieser Schub in den privaten Raum wurde für die Nostalgiker eine Weg in die Idylle, für die Traditionalisten ein Marsch ins Getto, für die Gesellschaftskritiker eine abstrakte Utopie. Am Ende war dann die emotionale und kognitive Differenz zwischen diesen Deutungen unerheblich; denn alle förderten einen Auszug aus den Etablissements einer bürgerlichen Welt: aus der anheimelnden Wohnung, aus dem in sich ruhenden Dorf, aus dem in Frömmigkeit geordneten Sonntag. Damit schwanden auch die entsprechenden Kulturen.

Ihre letzte Tiefe erreichten diese beiden Prozesse dadurch, daß die zeitgenössischen Sozialutopien die Kategorie des Glücks in den Vordergrund stellten und daß das den Kirchen näherliegende menschliche Selbstverständnis der Würde in den Hintergrund geriet. Daß dieser Vorgang sich unmittelbar auf den Sonntag auswirken mußte, liegt auf der Hand; denn mit Produktivität, Kapital und wachsender Freizeit läßt sich Glück leichter assoziieren als mit Würde. Ein solcher bürgerlich-„glücklicher“ Sonntag muß nämlich weder im Gottesdienst begründet noch in Gemeinschaft gefeiert noch in Würde bestanden sein. Die suggestive Vokabel Glück ermöglicht die Wahl unter den modernen Glücksbringern. Da rangieren Discos, Skilifte und Badestrände weit vor dem Tempel Gottes.

Im Schnittpunkt dieser Entwicklungen, in der Kumulation dieser drei Prozesse verliert der Sonntag seine bürgerliche Gestalt. Das Problem lautet: Wie sieht ein nachbürgerlicher Sonntag aus? Ist er jener Tag des österlich-befreiten Menschen im Widerstand gegen den Moloch einer ausgreifenden Arbeit? Ist er jener alternative Raum, in dem die kleine Gemeinschaft gegen die Masse und der würdebewußte Mensch der Zukunft gegen ein letztlich beliebiges Glück anlebt? Statt sich defensiv auf die alte Gestalt des Sonntags zu beziehen, wäre es gut, offensiv gegen Selbstverständlichkeiten anzugehen, in denen sich Industriegesellschaft und Sozialstaat großtun. Dieser nachbürgerliche Mensch würde damit durch die Gestaltung seines eigenen Sonntags auch zur lebendigen Kritik an seinen Mitbürgern. Er hätte in Askese Freiheit von Konsum und Kommerz gefunden, er hätte sich aus den geheimen Zwängen von Massen und Medien losgelöst und er lebte aus dem Eigenen, nämlich aus der eigenen Meinung, der eigenen Entscheidung und einer personalen, christlichen Lebensform.

Durch einen nachbürgerlichen Sonntag werden die Kirchen herausgefordert. Vermögen sie neue und freie Lebensformen zu akzeptieren? Sind sie selbst eine Gegenkultur? Sind sie „in der Welt, aber nicht von der Welt“? Dienen sie der Pluralisierung und Integration der Lebensstile? Entwickeln sich die christlichen Gemeinden zu Erfahrungsräumen von Würde oder bieten sie auch nur „Glück“ im Sinn der Ideologie? Eine nachbürgerliche Feier des Sonntags trüge dazu bei, die Kirchen selbst etwas mehr in Gesellschaft und Geschichte zu integrieren, und sei es unter Schmerzen.

Roman Bleistein SJ